

Mehr Gebet, weniger Predigt im Gottesdienst

Das 350-Jahr-Jubiläum des «Book of Common Prayer» war Anlass für eine liturgische Fachtagung in Zürich

Letzte Woche hat das Berner Kompetenzzentrum Liturgik in Zusammenarbeit mit der Theologischen Fakultät Zürich den kirchlichen Charakter der Liturgie zur Diskussion gestellt. Gefragt wurde auch nach Ansätzen für einen erneuerten Gottesdienst.

Herbert Pachmann – Den kirchlichen Charakter der Gottesdienste in Frage zu stellen ist nicht so abwegig, wie es zunächst scheint. Die Geister scheiden sich bekanntlich schon bei der Frage, ob Liturgiekommissionen und Kirchenleitungen jene liturgischen Versatzstücke aufnehmen sollen, die sich in der Praxis finden, oder ihrerseits Vorgaben leisten müssen, um dem Gottesdienst ein vergleichbares Gesicht und minimale Standards zu verleihen. Formt die Kirche die Liturgie, oder verleiht die jeweilige Gottesdienstpraxis der Kirche ihre Identität?

Am Vormittag hatten Spezialisten, jeweils aus der anglikanischen, methodistischen, christkatholischen, lutherischen und reformierten Tradition, einen akademischen Diskurs zu den Formschungen am anglikanischen Prayer Book und dessen Wirkungen geführt. Dass das Book of Common Prayer als feste Form bis heute gültig im Gebrauch und damit identitätsstiftend für den Gottesdienst ist, musste gerade Reformierten ein Staunen entlocken. Damit war die Frage nach der Spannung von Tradition und liturgischer Freiheit gestellt.

Unterschiede bewusst machen
Bernd Wannewetsch, Praktologe in Aberdeen, wies nach, dass es die politische Dimension des Prayer Book war, die für den Gottesdienst konstitutiv wurde. Damit konnte die Differenz von Christ und Bürger aufgehoben, ziviles wie religiöses Leben als Einheit gefasst werden. Gerade dies bewahrte den Gottesdienst vor Privatisierung und Individualisierung.

Der Leipziger Praktologe Alexander Deeg betonte, dass sich der anglikanische Gottesdienst als gemeinsames Gebet verstehe, wäh-

rend dies im deutschsprachigen Bereich verdrängt wurde und zu einer Homilisierung der Liturgie geführt habe. Deeg plädierte dafür, die Einheit des evangelischen Gottesdiensts nicht in Strukturen zu suchen, sondern in einer Ausrichtung am gemeinsamen Gebet.

Er nannte es einen «Wort-Wechsel, der sich als Leben verändert, auftriftend und heilsam erweist, weil er die Begegnung mit Gott bedeutet.» Es gelte, eine neue Erwartungshaltung sowie eine Kultur des Betens zu fördern. Dafür brauche es «ein Buch, das nicht einfach nach dem Le gosystem mit unterschiedlichen Strukturen spielt, sondern Textzusammenhänge im Kontext schlüssiger Feiertramaturgie bietet, die durch ihre sprachliche und theologische Qualität überzeugen.»

Wannewetsch illustrierte auch Unterschiede im Erleben: Im anglikanischen Gottesdienst sei die Gemeinde präsent und lasse sich auf Gebet und Liturgie ein. Im deutschsprachigen Protestantismus hingegen verstünden sich die Kirchenmitglieder als aufgeklärte Bürger, die eine innere Distanz zum Gottesdienst halten und diesen im Vollzug immer auch reflektierten. Es fehle, so Wannewetsch, das vorgetragene, gehörte und un- ausgelegte Wort. «Nur wenn sich Gemeinde diesem freibleibenden Wort aussetzen kann, bleibt sie unbehelligt und offen für das Wirken des Heiligen Geistes.»

Liturgie entlastet
Am Nachmittag wurde die Fachtagung zu einem öffentlichen Symposium, an dem rund 40 Pfarrpersonen teilnahmen. Nachdem die bekannte Wortlastigkeit unserer Gottesdienstes mehrfach beklagt worden war, ging man daran, Möglichkeiten und Chancen für eine zeitgemässe Liturgie zu diskutieren.

Liturgie, so ein Teilnehmer, sei der Form nach die Unterbrechung der Verkündigung, inhaltlich aber ein Vorgang der Bundeserneuerung, der sich im Bezeugen und Bekennen äussert. Der deutsche Liturgiker Thomas Roscher mahnte

an, dass Liturgien nicht nur der gewandelten Situation gerecht werden, sondern auch die Einheit der Kirche stärken sollten.

Wannewetsch wiederum betonte die Entlastungsfunktion von bewährten Texten. Der anhaltende Produktionsdruck für die Pfarrenschaft werde damit vermindert. «Klare Liturgien sind auch für die Gemeinde eine Betreuung, weil sie nicht mehr der Gängelei ihrer Pfarrer unterworfen bleibt. Sie sind also ein Freiheitsgewinn für beide Seiten.»

Gottesdienst als Heimat

Die Berner Praktologin Angela Berlis brachte den Begriff «Heimat» ins Spiel: Ein fester Ritus sowie die Wiedererkennbarkeit der Liturgie könne Geborgenheit, Vertrautheit und damit eine geistliche Heimat schaffen. Frank Mattwig vom Kirchenbund blieb skeptisch und legte Wert auf eine Unterscheidung von Vertrauen und Vertrautheit.

Vertrautheit könnten Menschen auch mit Liturgien schaffen. Vertrauen hingegen sei ein Risikobegriff, der zunächst einmal ins Leere gehe. Im Zentrum des Gottesdiensts solle nicht Vertrautheit, sondern Vertrauen stehen.

Hans Conradi relativierte die Machbarkeit von Gottesdienst und fragte nach dem Feiern, «beidem ich mir ein Stückweit entnommen bin und in eine Gottesbegegnung eintauche. Ich habe so

viele gemachte Gottesdienste erlebt, aber wenig gefeierte. Wie also kommen wir zum Feiern?» Roscher nahm den Faden auf und konstatierte: «Es fehlt uns an erfahrungsgesättigter Sprache, die über die Grenzen des Erklärbaren hinausreicht. Mit einer geisterfüllten, existenziell bewegten Sprache liesse sich auch das nicht Erklärbare feiern.»

Der Zürcher Praktologe Ralph Kunz knüpfte daran an: «Die Chance für solch eine Sprache könne in einer Annäherung an die Abendmahlsfrömmigkeit liegen.» Deeg konnte in diesem Zusammenhang nachweisen, dass in der gesamten Ökumene eine neue Sehnsucht nach alten «heiligen Texten» wahrnehmbar sei. Das unterstreiche die Notwendigkeit des von Interpretationen frei bleibenden Wortes im gottesdienstlichen Feiern.

Konsens und Bedenken

Es schien Konsens, dass eine liturgische Erneuerung des Gottesdiensts nötig sei, die gegenwärtige Pluralisierung liturgischer Milieus diese jedoch erschwere. Zudem gebe es die Angst vor einer Rekantholisierung der Gottesdienste. Die Voten und unterschiedlichen Ansätze der Tagung blieben weiterhin unverbunden nebeneinander stehen. Einwände gab es allerdings dagegen, Predigt und Liturgie ausschliesslich als Gegensatz zu verstehen.



Foto: medienpark/Pfander

Wort-Wechsel als Begegnung mit Gott. Es gelte, so Alexander Deeg, eine neue Erwartungshaltung sowie eine Kultur des gemeinsamen Betens zu fördern.